

**Grant Wacker. America's Pastor: Billy Graham and the Shaping of a Nation**, Cambridge, The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge, MA 2014, 413 S., 26,44 €, ISBN 9-780-6740-5218-5.

Wirft man einen Blick in das Inhaltsverzeichnis, wird wahrscheinlich jedem auffallen, dass den Kapitelüberschriften (wie auch dem Titel des Buches) eine Originalität innewohnt, die wohl einem deutschen Theologieprofessor so nicht von der Hand gehen würde, ganz abgesehen von der Tatsache, dass das Thema „Billy Graham“ ihn wahrscheinlich auch nicht zum Schreiben eines ganzen Buches verlocken würde. Wacker hat neben einem Prolog und einer Einführung das Buch in acht Kapitel gegliedert, deren Überschriften lauten: 1. Prediger; 2. Ikone; 3. Südstaatler; 4. Unternehmer; 5. Architekt; 6. Pilger; 7. Pastor; 8. Patriarch. Es folgen dann noch ein Epilog, Bemerkungen zu den Quellen, Anmerkungen und ein Index.

Es ist ungewöhnlich genug, dass eine Person zum „Pastor“ einer ganzen Nation gekürt und ihm eine entscheidende Rolle bei der Gestaltung dieser Nation zuerkannt wird. Die Lektüre dieses sehr sorgfältig aus den unterschiedlichen Quellen erarbeiteten Buches zeigt aber, dass das Wirken Billy Grahams in mancherlei Hinsicht die Richtigkeit der Beobachtungen und der daraus folgenden Beurteilung durch den Kirchenhistoriker Grant Wacker trifft. Er forscht und lehrt an der Theologischen Fakultät (*Divinity School*) der Duke University.

Die Kapitel verweisen gleichzeitig auf eine Begrenzung, die sich der Autor auferlegt hat und über die er sich in der Einführung Rechenschaft gibt: Er konzentriert sich auf das Wirken Grahams in den USA und lässt bewusst dessen internationale Verflechtungen aus. Das müsse, wie er zu Recht betont, einer eigenen Studie vorbehalten bleiben. Eine weitere Besonderheit des Buches besteht darin, dass es keine Biographie ist, sondern der Autor anhand seiner Kapitelüberschriften nach Entwicklungen in der Karriere Grahams Ausschau hält und dann in fast allen Kapiteln etwa den „jungen“ von dem „mittleren“ und dem „reifen“ Graham unterscheidet. Dass er sich überhaupt mit dem Evangelisten beschäftigt, hängt an einer Frage: Warum ist Graham von Bedeutung – „why does Graham matter?“ Wackers Antwort lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass Graham für Millionen Amerikaner keine Bedeutung hatte, dass er aber Millionen anderen Amerikanern „Werkzeuge“ gab, damit sie sich als „gute Christen“, „gute Amerikaner“ und „gute Bürger der modernen Welt“ verstehen konnten. Wacker will Graham mit Fairness begegnen und sagt auch, dass er sich selbst einer „evangelikalen“ Tradition verpflichtet weiß, die der Grahams nahekommt: irenisch, inklusiv und pragmatisch.

Der Beginn der Karriere Grahams ließ die nachfolgende Erfolgsgeschichte nicht errahnen. 1936 bezog er das nicht akkreditierte, einem kruden Fundamentalismus verpflichtete Bob Jones College, wechselte bald an das Florida Bible Institute, wurde im Frühjahr 1939 zum Pastor der Southern Bap-

tist Convention ordiniert, bezog im Sommer 1940 das Wheaton College, wo er seine Frau Ruth kennen lernte, die er im August 1943 heiratete, nachdem er im Mai desselben Jahres die College-Ausbildung abgeschlossen hatte. Anfang 1944 übernahm er ein Radioprogramm in Chicago und entwickelte mit dem Sänger George Shea eine lebenslange freundschaftliche Zusammenarbeit. Auch begann er, für die Organisation „Youth for Christ“ zu arbeiten, die ihn als vollzeitlichen Evangelisten anstellte. Nachdem er im Herbst 1947 seine erste Großstadt-Evangelisation durchgeführt hatte, kam der „Durchbruch“ 1949, als er eine wohlorganisierte achtwöchige Veranstaltung in einem großen Zelt im Zentrum von Los Angeles durchführte. Die Fürsprache des Zeitungsmagnaten William Randolph Hearst und der Auftritt von Film- und Sportstars machten ihn in der Öffentlichkeit bekannt. Seine längste Evangelisation ging vom 15. Mai bis 1. September 1957 im New Yorker Madison Square Garden; an allen Abenden zusammengenommen zählte man 2,4 Millionen Besucher, an die 61.000 „Entscheidungskarten“ ausgegeben wurden. Weil er bei dieser Mammutveranstaltung mit Katholiken und *mainline-Protestanten* zusammengearbeitet hatte, tat sich ein unüberbrückbarer Graben zwischen ihm und seinen frühen fundamentalistischen Weggefährten auf. Allein das zeigt, dass sich Graham im Laufe der Zeit veränderte und dass er in der Lage war, die traditionelle evangelikale Sprache so zu erweitern, dass Millionen Amerikaner sie benutzten, um ihre privaten und öffentlichen Erfahrungen mit Sinn zu erfüllen.

Im ersten Kapitel erfährt man, welche theologischen Hauptaussagen seine Predigten beherrschten und welche Änderungen sich im Laufe der Zeit, etwa in Bezug auf sein Bibelverständnis, seine Sicht von „Neugeburt“, seine Endzeitanichten ergaben. Bei manchen Punkten blieb er seltsam ungenau, andere Kategorien wie Mysterium, Paradoxon oder Kontingenz blieben ihm fremd. Seine Sprache war eher die von „Eingeweihten“; über Liturgie oder Ekklesiologie sprach er selten oder nie. Er konzentrierte sich auf die seiner Meinung nach unaufgebbaren (unverhandelbaren) Überzeugungen, was menschliche Sünde und göttliche Vergebung anbelangt. Was manche als simple Platituden erachteten, war für die meisten seiner Zuhörer und Leser die Reduzierung komplexer Sachverhalte in eine religiöse Sprache, mit der die Dilemmata des alltäglichen Lebens zu bewältigen waren. Als „verborgener Text“ aller seiner unzähligen Predigten und Ansprachen diente Graham Joh 3,16. Sein Predigtstil, seine schnelle Sprache, oft mit einem Maschinengewehr verglichen, seine Stimme und alle seine Bewegungen waren dem einen Ziel untergeordnet, Männer und Frauen zu einer Entscheidung für Christus zu bewegen. „Stunde der Entscheidung“ hieß sein Radio- und Fernsehprogramm und „Entscheidung“ seine regelmäßig erscheinende Massen-Zeitschrift. Seine Organisation, die „Billy Graham Evangelistic Association“ (BGEA), gibt an, dass 3,2 Millionen Menschen eine Karte ausgefüllt haben, um ihre Entscheidung zu treffen.

Im zweiten Kapitel sucht Wacker, den Evangelisten als „Ikone“ darzustellen. Durch die neuen elektronischen Medien wird Amerika zu einem Land, in dem Ikonen („celebrities“) in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielen. Die BGEA baute die Ikone Graham ebenso auf wie es Journalisten nach den Auftritten in Los Angeles 1949 taten. Wacker zeigt, wie Journalisten aus Graham einen Mythos machten, wie sie ihn als einen „All-American Male“ (wie etwa einen Auswahlspieler in einer Nationalmannschaft) und als idealen Familienvater konstruierten.

Das dritte Kapitel umfasst für deutsche Leser besonders schwierig zu verstehende Sachverhalte. Das südstaatliche Kennzeichen einer freundlichen Intimität im Umgang mit Menschen bei gleichzeitiger Distanziertheit erschließt sich Außenseitern nicht unmittelbar. Dazu kommt der rassistische Paternalismus gegenüber Afro-Amerikanern und Hispanics. Graham legte Wert auf seine Herkunft als Junge „von einer Farm“, also vom Land. In diesem Kapitel gelingt es Wacker, die anfänglichen Ambivalenzen Grahams im Umgang mit dem Rassenproblem nuanciert und treffend darzustellen, indem er zunächst einen historischen Abriss der Ereignisse und anschließend eine Analyse präsentiert. Dabei zeigt sich, dass Graham sich veränderte, ja Wacker spricht es an einer Stelle von einer „dramatischen“ Veränderung. Er bezeichnete die Rassentrennung nicht mehr als einen „Fehler“, sondern als „Sünde“, lud Martin Luther King zu seiner Evangelisation nach New York ein, was dieser auch akzeptierte, widersetzte sich einer Rassentrennung bei seinen Versammlungen, was er auch in Südafrika praktizierte, und sendete so, wie Wacker schreibt, wichtige Signale an seine evangelikalen Freunde: Man kann der Gerechtigkeit in der „Rassenfrage“ nicht widerstehen und sich zugleich noch „Christ“ nennen. Dass Graham dennoch die tiefe Verzweiflung der Afro-Amerikaner nicht wirklich verstand, hat mit seiner Herkunft und seiner sozialen Stellung zu tun: Beides versperrte ihm einen tiefen Durchblick.

Das Kapitel Graham als Unternehmer ist zwar ungewöhnlich, aber nicht minder wichtig. Graham ging von der Überzeugung aus, dass er das „beste Produkt“ der Welt verkaufe. Um dies angemessen tun zu können, bedurfte es genauer Planungen und einer umfassenden Infrastruktur mit professionellen Mitarbeitern. Seine „Feldzüge“ (engl. *crusades* = eigentlich: „Kreuzzüge“), seine Publikationen, seine Radio- und Fernsehauftritte erforderten genaue Abstimmungen, breite Öffentlichkeitsarbeit, talentierte Musiker und Solisten, prominente Sponsoren, ausgebildete Seelsorgehelfer und nicht zuletzt hervorragende Techniker, um neue Technologien anzuwenden. Nichts sollte dem Zufall überlassen bleiben. Die „Billy Graham Evangelistic Association“, die anfänglich organisiert wurde, um die Abwicklung der Finanzen zu sichern, entwickelte sich zu einer hocheffizienten und vertrauenswürdigen Organisation, *Empire* genannt, in der alle Aktivitäten des Evangelisten zusammenliefen. Journalisten konnten trotz angestrebter Suche keine finanziellen Unregelmäßigkeiten entdecken, was auch für die persönlichen Finanzen Grahams und seiner 63jährigen Ehe mit Ruth Bell gilt.

Was verbirgt sich hinter der Überschrift für das fünfte Kapitel „Architekt“? Es wird der Versuch unternommen, genauer zu definieren, was „Evangelikalismus“ bedeutet, wie Graham einerseits seine Mitgliedschaft in einer Denomination verstand und andererseits, wie er seine Rolle als „unabhängiger“ Evangelist sah. Beides musste Rückwirkungen auf den Evangelikalismus haben, vor allem, weil Graham die eine Person war, die wie keine andere als „evangelikaler“ Repräsentant galt. Wacker spricht von einem *centrist evangelicalism* – es gibt daher rechts und links davon noch andere Formen des Evangelikalismus –, und nennt ihn „normativ in seinem Streben“ und in der Praxis auf Expansion bedacht. Dieser *normative expansionist centrist evangelicalism* ist für ihn der *mainstream evangelicalism*, und Graham ist einer der Architekten, zumal er auch parakirchliche Organisationen einzubeziehen wusste sowie mit den protestantischen *mainline churches* und mit Katholiken offen und pragmatisch kooperierte.

Im sechsten Kapitel geht es um Grahams Verhältnis zu den US-Präsidenten, seine Sicht über den Ort Amerikas in Gottes Vorsehung sowie seinen Standpunkt zu Fragen von Krieg, Frieden und globaler Gerechtigkeit. Von Truman bis zu George W. Bush kannte er sie alle und hatte sie im Weißen Haus besucht. Barack Obama ließ es sich nicht nehmen und „pilgerte“ im April 2010 zu dem Haus des Evangelisten in Montreat, North Carolina, um ihm seine Aufwartung zu machen. Graham hatte 2005 in Flushing Meadows, New York, seinen letzten „Kreuzzug“ abgehalten und sich wegen fortschreitender Parkinson-Erkrankung aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Seine enge Freundschaft mit Nixon machte nicht erst seit dem Watergate-Skandal Schlagzeilen, sondern geriet zu einem Desaster – Wacker spricht vom „Tiefpunkt“ in Grahams Karriere –, als nach Veröffentlichung der Tonbänder bekannt wurde, dass sich Graham bei einem Besuch im Weißen Haus zu antijüdischen Bemerkungen hinreißen ließ, um dem Präsidenten zuzustimmen. Seine Entschuldigungen und Erklärungen hinterließen bei vielen Beobachtern keinen überzeugenden Eindruck. Nachdem der Watergate-Skandal aufgedeckt war, zeigte sich Graham lediglich von der unflätigen Sprache Nixons irritiert, nicht aber von dessen Infragestellung des gesamten demokratischen Prozesses.

Sein Lavieren zeigte sich auch in seinem Verhältnis zu Carter und Reagan. In der Öffentlichkeit schien die Annahme vorzuherrschen, er unterstütze Carter, doch arbeitete er hinter den Kulissen für Reagan. Wacker bleibt eine Erklärung schuldig, warum Graham den ungebildeten, geschiedenen und wiederverheirateten, zweit- oder gar drittklassigen Filmschauspieler mit seiner nebulösen religiösen Phraseologie dem Atomphysiker, Sonntagsschullehrer und Baptisten vorzog. Das zeigt wohl seine grundsätzlich konservative Haltung, die aber im Laufe der Zeit unter dem Eindruck wachsender Weltprobleme, besonders der atomaren Bedrohung, einer Wandlung unterzogen wurde. Graham pflegte dann zu sagen, er sei theologisch konservativ, aber politisch „liberal“, was an europäischen Maßstäben gemes-

sen anders beurteilt werden würde. Richtig aber ist, dass der einstige anti-kommunistische Falke und Befürworter der Kriegspolitik Trumans, Kennedys und Johnsons in Korea und Vietnam zu einem Sympathisanten der Friedensbewegung und zu einem Unterstützer von Jim Wallis und der Sojourner Community wurde. Dieser Wandel zeigte sich nicht zuletzt bei seinem heftig kritisierten Besuch in Moskau 1982, wo er an einer Friedenskonferenz teilnahm.

Im vorletzten Kapitel untersucht Wacker, wer die Menschen waren, die auf Grahams Botschaft ansprachen, warum sie kamen, was sie zu einer Entscheidung veranlasste, welche Briefe sie schrieben – die meisten wurden vernichtet – und wie Graham darauf reagierte. Wacker schätzt, dass bei allen Veranstaltungen Grahams etwa drei Prozent der Besucher eine „Bekehrung“ erlebten. Aber Statistiken sagen nicht viel, weil die Daten zu ungenau sind. Am Ende seiner Karriere meinte Graham, dass die meisten „Bekehrungen“ einen Neustart von Menschen darstellten, die bereits einer Kirche angehören, aber deren Glaube „schwach“ geworden war. In diesem Kapitel herrscht bei dem Rezensenten der Eindruck vor, dass die amerikanische Sucht nach „Erfolgen“ und „Statistiken“ deutlich an Grenzen stößt. Wacker untersucht auch Briefe, die dem Reißwolf entgingen. In einem Brief des Kindes Tim heißt es: „Don't die until there is someone to take your place.“ Dieser fromme Wunsch, dass Graham am Leben bleiben möge, bis ein Nachfolger gefunden sei, ist eine gute Überleitung zu dem letzten Kapitel, das dem „Patriarchen“ Graham gewidmet ist.

Seit den 1980er Jahren wurde in der Presse und anderen Medien darüber spekuliert, wer wohl den Staffelstab von ihm übernehmen würde. Wer wird der nächste Billy Graham? Der Sohn Franklin, der sich zum Präsidenten der BGEA hochgedient hatte, schockierte mit seinen reaktionären Ansichten Freunde und Beobachter und ließ Anzeigen mit dem Bild des frühen Graham veröffentlichen, in denen er zu bestimmten politischen Fragen und Personen (z. B. Homosexualität, Sarah Palin) Stellung bezog und den Anschein erweckte, als stehe sein Vater dahinter. Diese Art des Umgangs mit dem Erbe hat Graham nicht verdient und entspricht auch nicht seiner Entwicklung.

Wacker verweist aber auf etliche Schwachpunkte: Graham lernte viele sehr reiche und mächtige Männer kennen, dinierte oder spielte Golf mit ihnen. Wohl nicht zu Unrecht vermutet Wacker, dass er damit seine unbefriedigende Bildung zu kompensieren suchte. Ferner ist seine Sprache hyperbolisch. Das ist jedoch, davon gehe ich aus, der amerikanischen Reklamesprache zuzuschreiben. Er wollte eben „das beste Produkt“ verkaufen. Seine dritte Schwachstelle ist seine Unfähigkeit, sich aus der Parteipolitik herauszuhalten. Er war eben zu eng mit den Mächtigen verwoben und galt manchen als „Hoherpriester der amerikanischen Zivilreligion“. Um voranzukommen, scheute er auch nicht davor zurück, sein Mäntelchen nach dem Wind zu hängen. Das ist wohl auch der Grund, warum er sozialen und kul-

turellen Abwechtlern („Dissidenten“) wenig Verständnis entgegenbringen konnte. Dafür redete er zu viel über Dinge, von denen er nichts oder wenig verstand.

Dem stehen aber positive Seiten gegenüber, vor allem sein fester Charakter, gepaart mit Humor, einer positiven Sicht der Dinge, einer gewissen Bescheidenheit sowie vor allem Mut, nicht zuletzt auch in der Öffentlichkeit. Am Ende steht dann aber doch die Frage, ob man sagen kann, dass Billy Graham eine ganze Nation „geformt“ hat. Woran kann man das messen? Besonders betroffen bei dieser Frage sind die „Evangelikalen“, für die er im allgemeinen Bewusstsein und auch bei Wacker als Vertreter eines *evangelical mainstream* steht. Wenn schon sein Sohn Franklin als neuer Leiter der BGEA stark von der Haltung seines Vaters abweicht, was Wacker auf die konservativere Haltung der Mutter Ruth zurückführt, und wenn im gegenwärtigen Wahlkampf der Milliardär Donald Trump und der viel gefährlichere Ideologe Ted Cruz darauf pochen, „evangelikale Werte-Wähler“ in großer Zahl anziehen zu können, dann fragt sich, ob Grahams „Werkzeuge“ von Dauer waren, um politische Clownerie und unsinnige Schlagworte als solche zu entschleiern. Jedenfalls zeigt sich, dass *evangelical* keine Kategorie ist, die genauer Definition standhält, sondern ein Konstrukt, unter dem je unterschiedliche Interessen sich verbergen.

*Erich Geldbach*

*Dietrich Meyer (Hg.): Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Bibel und Bibelgebrauch. Bd. 1: Bibelübersetzung; Bd. 2: Zinzendorfs Übersetzung des Neuen Testaments, Evangelien und Apostelgeschichte (Texte zur Geschichte des Pietismus. Abt. IV: Nikolaus Graf Ludwig von Zinzendorf, Werke: Bd. 7.1/2), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen/Bristol 2015, 130,- bzw. 110,- €, 978-3-525-55856-0 bzw. 978-3-525-55857-7.*

Dietrich Meyer hat in Zusammenarbeit mit Kai Dose und Jürgen Quack mit den beiden umfangreichen Bänden „Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Bibel und Bibelgebrauch“ ein eindrucksvolles Werk vorgelegt. In diesen beiden Bänden geht es nun nur am Rande um den Zinzendorf, der in den Lösungen die Bibel in verdaulichen Häppchen in den Alltag der Menschen integrierte und auch nur am Rande um Zinzendorfs Überlegungen zum Schriftverständnis. Dieser wird wohl im vierten Teilband ausführlicher zu Wort kommen. Im Mittelpunkt der ersten beiden Bände steht Zinzendorf als Übersetzer und Herausgeber, ja als der Verbreiter von Bibeln und biblischen Schriften. Das ist nun vor allem der Zinzendorf der zwanziger, dreißiger und sehr frühen vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts, in denen diese Projekte eine große Rolle spielten. Bemerkenswert ist, dass auch seine Mitarbeiter und Kritiker ausführlich in den Blick genommen werden. Eben-